Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 70. Bromberg, den 31. Juli 1924.

Der Tod kehrt im Hotel ein.

Roman von Sven Elvestad.

Einzig berechtigte Übersetzung von Julia Koppel.

(6. Fortsetzung.) ——

19.

Sowohl der Hotelbesitzer wie der Portier waren wie gelähmt von dem furchtbaren Ereignis. Haller sah ein, daß die Gäste über Gaarders Aussehen, wenn sie ihm begegneten, noch mehr erschrecken würden. Darum schickte er den Portier nach dem Arzt des Hotels. Während sie auf den Arzt warteten, nahm Haller eine gründliche Untersuchung des Zimmers vor. Besonders der zerbrochene Spiegel und die Splitter auf dem Teppich interessierten ihn.

Der Spiegel war in der Tür des Kleiderschrankes angebracht gewesen. In der hölzernen Rückwand entdeckte er die deutliche Spur einer Kugel. Sie war durch die Tür und durch die im Schrank hängenden Garderobestücke gegangen. Er fand die Kugel in der Rückwand des Schrankes, wo sie so lose saß, daß er sie mit seinem Messer herauslösen konnte. Die Kugel war vom selben Kaliber wie die Kugeln im Militärrevolver des Obersten. Der Spiegel war also durch einen Schuß zersplittert worden, und es war klar, daß der Oberst selbst ihn abgegeben hatte. Warum aber hatte er in den Spiegel geschossen?

Der Ingenieur kehrte zu dem Toten zurück, der noch in derselben Stellung dalag, und diese Stellung und die Verhältnisse im Zimmer klärten Haller bald über folgendes auf: Der Oberst war nachts von irgendetwas geweckt worden, das plötzlich in seinem Zimmer auftauchte. Er war aus dem Bett gesprungen und hatte nach seinem Revolver gegriffen. Die herausgezogene Schublade im Nachttisch zeigte noch, wo der Revolver gelegen hatte. Darauf hatte der Oberst einen Schuß in der Richtung des Spiegels abgegeben, der vollständig zertrümmert worden war. Darauf aber war der alte Herr selbst tot zu Boden gestürzt. Es war nun Sache des Arztes, festzustellen, ob äußere Gewalt oder ein Herzschlag seinem Leben ein Ende gemacht hatte.

Was aber hatte den alten Kriegsmann so beunruhigt, daß er, der sonst die Ruhe und Geistesgegenwart in Person war, zur Waffe gegriffen hatte? Der Oberst mußte sich offenbar in Lebensgefahr geglaubt haben. Hatte er eine Halluzination gehabt? Zwischen ihm und dem Spiegel konnte schwerlich jemand gestanden haben. War es denkbar, daß der Oberst einen Widerschein in der grünen Tiefe des Spiegels gesehen hatte, eine phantastische Verquickung des grünen Lichtes der Nachtlampe mit dem tiefen Schatten des Zimmers, die ihm in Verbindung mit einem vorhergegangenen Alpdruck die Waffe in die Hand gezwungen hatte?

Der Arzt kam und der Tote wurde aufs Bett gelegt, worauf der Arzt eine sorgfältige Untersuchung vornahm. Der Portier begab sich auf seinen Posten, der Hotelbesitzer aber blieb im Zimmer. Der Arzt konnte ziemlich bald feststellen, daß der alte Oberst von Bratsberg an einem apoplektischen Anfall gestorben sei. Während der Arzt einen schriftlichen Bericht aufsetzte, nahm Haller noch eine weitere Untersuchung des Zimmers vor. Besonders der zertrümmerte Spiegel und alles darum herum interessierte ihn sehr. Plötzlich schien ihm ein neuer Gedanke gekommen zu sein, denn er begann das Schuhzeug des Obersten, mehrere Paar Schuhe und Stiefel genau zu untersuchen. Als er damit fertig war, mußte Direktor Gaarder seine Stiefel zeigen, worauf Portier Petterson heraufgerufen wurde. Auch er mußte seine Stiefel zeigen, und darauf stellte Haller fest, daß keiner außer Petterson, der Arzt, Gaarder und er selbst das Zimmer nach dem Tode des Obersten betreten hatte. Darauf schickte er Petterson wieder fort. Die Untersuchung des Ingenieurs hatte etwas Fieberhaftes bekommen, sein Eifer war mit einer gewissen Unruhe vermischt.

Er las den Bericht des Arztes, worin dieser mit weitschweifigen, wissenschaftlichen Reden als Todesursache Apoplexie feststellte.

„Finden Sie die äußeren Umstände nicht auffallend?“ fragte Haller. „Den Revolver, den zertrümmerten Spiegel, die Lage der Leiche?“

„Die äußeren Umstände gehen mich nichts an,“ antwortete der Arzt, „ich habe nur ein rein wissenschaftliches Gutachten abzugeben. Ich habe den alten Herrn ab und zu behandelt, und sein Tod kommt mir nicht unerwartet. Im Gegenteil, der Fall ist ganz natürlich. Er war ja auch schon bei Jahren. Wie bekannt, sind viele Menschen für derartige Anfälle veranlagt, und Oberst von Bratsberg war es im allerhöchsten Grade. Solch Anfall kann ganz von selbst kommen, kann aber auch von äußeren Ursachen, zum Beispiel starker Gemütsbewegung, hervorgerufen werden. Eine Gemütsbewegung scheint hier vorgelegen zu haben. Soweit ich verstehe, hat der Oberst einen Schuß abgegeben. Das alles aber geht mich nichts an, sondern eine andere Behörde, zum Beispiel die Polizei.“

Als Gaarder das Wort Polizei hörte, fuhr er von seinem Stuhl auf.

„Die Polizei“, wiederholte er flüsternd und mit einem Schauder, „wenn die Polizei kommt, werden die Gäste sich noch mehr beunruhigen. Wenn der Mann eines natürlichen Todes gestorben ist, kann ich nicht einsehen, wozu alle diese Anstalten gemacht werden sollen. Bedenken Sie, was es für mein Hotel bedeuten würde, wenn diese Beamten mit ihren blanken Knöpfen sich auf den Korridoren zeigten!“

Der Ingenieur sandte ihm einen Seitenblick.

„Ist es weniger unheimlich, wenn die Leichenträger kommen,“ fragte er.

„Wir lassen ihn nachts forttragen,“ wandte Gaarder ein, „ich weiß, wie so etwas in Hotels gehandhabt wird. Nachts, wenn es dunkel ist.“

Gaarder sprach gehetzt und nervös, seine Augen hatten einen flackernden Blick; die Aufregungen der letzten Nächte waren zu viel für ihn gewesen.

Der Ingenieur wandte sich wieder an den Arzt.

„Es ist klar, daß eine Gemütsbewegung den Tod des Obersten veranlaßt hat.“

„Ein Alpdruck“, murmelte Gaarder, „ein böser Traum“.

„Wenn man das Gesicht des Toten betrachtet, kann kein Zweifel darüber bestehen. Selbst die Starrheit des Todes hat den unheimlichen Ausdruck in seinem Gesicht nicht verwischen können. Er ist vor Schreck gestorben.“

Der Arzt nickte.

„Das Gesicht erzählte sogar noch im Tode von einem heftigen Entsetzen“, sagte er, „fast ist es, als ob er noch lebt und unter dem Einfluß des Schreckens steht.“

Der Arzt zog das weiße Bettuch über das Gesicht des Toten, grüßte darauf die Anwesenden und verließ das Zimmer.

Kaum waren Haller und Gaarder allein geblieben, als dieser unruhig im Zimmer auf und ab zu wandern begann. Plötzlich aber griff der Ingenieur ihn bei der Schulter und

drückte ihn in einen Stuhl, indem er auf die Spiegelscherben deutete, die auf der Erde lagen.

„Sie dürfen nicht darauf treten", sagte er, „vielleicht liegt da die Lösung des Rätsels."

Gaarder aber schien gar nicht auf den Ingenieur zu hören. Er jammerte nur:

„Sie müssen mir helfen . . . Sie müssen mir helfen, die Gäste zu beruhigen . . . .

Haller setzte sich neben ihn.

„Ich will Ihnen mal etwas sagen," begann er ernst, „dieses Zimmer hat mir manches erzählt, was andere nicht gesehen haben. Es stimmt, daß der Oberst an einem Schrecken gestorben ist. Als er heute nacht aufwachte, hat er dort einen Menschen stehen sehen."

Der Ingenieur zeigte auf einen bestimmten Punkt im Zimmer. „Warum dort?" murmelte Gaarder.

„Weil der große Spiegel von dort das Bild dieses Menschen auffangen konnte. Der Oberst sah das Spiegelbild in unsicherem Schein seiner Nachtlampe. Und das Bild dieses Menschen hat so erschreckend auf ihn gewirkt, daß er unverzüglich nach seinem Revolver gegriffen hat."

„Wie konnte dieser Mensch durch die verschlossene Tür kommen?" fragte Gaarder, „das ist ja ganz unmöglich."

„Und dennoch ist er hereingekommen. Vom Garten her," sagte der Ingenieur, „ich sehe deutliche Spuren von Gartenerde auf dem Teppich."

20.

Es war nicht zu vermeiden, daß die Nachricht von dem Tod des alten Obersten von Bratsberg sich schnell im Hotel herumsprach. Bereits eine Stunde, nachdem der Arzt dem Toten die Augen zugedrückt hatte, wußten alle Gäste, was geschehen war.

Unter gewöhnlichen Umständen würde die Nachricht von dem Tode eines alten Mannes nicht viel Aufmerksamkeit erregt haben, vielleicht wäre die Lebenslust einige Tage gedämpft worden, dann hätte man das Ereignis vergessen. Die besonderen Umstände aber bewirkten, daß die Nachricht wie ein eiskalter Lufthauch durch alle Korridore und Säle des großen Hotels zog. Die Gemüter der Menschen waren bereits auf das Unheimliche eingestellt gewesen. Ein unbestimmtes Angstgefühl hatte dem Leben der Hotelgäste ein gewisses wehmütiges Gepräge gegeben, die Leute waren bedrückt und schienen nach dem Unabwendbaren auszuspähen, das im Anmarsch war. Die Nachricht kam wie eine Auslösung, wie etwas, das man geahnt hatte. Der Tod war im Hotel eingekehrt.

In dieser prekären Lage gewann Frau Alexandra plötzlich ihre ganze Geistesgegenwart zurück. Als ob sie die Größe der Gefahr erfaßte, griff sie ein, um sie abzuwehren. Sie ging herum und erklärte allen Gästen offen, was sich zugetragen hatte. Der alte asthmatische Herr habe einen Herzschlag bekommen, wie man schon lange gefürchtet hätte. Er sei fünfundsiebzig Jahre alt und habe tatsächlich während der letzten fünf Jahre auf einem Vulkan gelebt. Es wäre gut, daß er endlich erlöst worden sei. Übrigens sei die Leiche bereits schon fortgetragen worden. (Das log sie.) Frau Alexandra arrangierte in aller Geschwindigkeit einen gemütlichen und geselligen Fünfuhrtee auf der großen Terrasse, und ihrem frischen Humor gelang es wirklich, die beängstigende Stimmung ein wenig zu verscheuchen. Von der großen Terrasse aus hatte man Aussicht übers Meer, das jetzt im abnehmenden Tageslicht seltsam still und gelblich dalag, der blanke Schein wirkte fast herbstlich. Die großen Flügeltüren, die die Veranda vom Musikzimmer trennten, standen offen, und die Kapelle spielte gefühlvolle, etwas sentimentale Melodien, die das Gemüt weich stimmten. Niemand verstand es wie Frau Alexandra, eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft zusammenzuhalten, wenn sie es darauf anlegte. Keiner konnte ihrer würdigen und gleichzeitig liebenswürdigen Art widerstehen. Gegen die jungen Mädchen war sie mütterlich, und sie machten sie zu ihrer Vertrauten. Die jungen Leute fanden, daß sie ein „großartiges Frauenzimmer" sei, und bei den älteren Kavalieren rief ihre königliche Liebenswürdigkeit eine altmodische und bezaubernde Galanterie hervor. Auf diese Weise machte sie Stimmung und verjagte die Schatten des bedrückenden Ereignisses. Wer ihr aber nach beendigter Schlacht gefolgt wäre, hätte eine andere Frau Alexandra beobachten können als die große Dame, die sie soeben gegeben hatte. Als sie in ihr Privatzimmer kam, mußte sie sich einen Augenblick, von Anstrengung überwältigt, gegen die Wand stützen. „Gott im Himmel!", murmelte sie halblaut, „Gott im Himmel!"

Die schwarzgekleidete Dame war auch aus ihrem Zimmer gekommen und hatte in einer Ecke des Saales Platz genommen. Man war jetzt so an ihren Anblick gewöhnt, daß ihr Erscheinen keine größere Aufmerksamkeit mehr weckte. Einzelne der Gäste hatten es erreicht, einige Worte mit ihr zu wechseln, und sie waren von ihrer Sanftmut und Bescheidenheit überrascht worden. Sie sprach die Landessprache fließend, wenn auch mit starkem englischen Akzent. Auch an diesem Nachmittag saß sie wie gewöhnlich und studierte die englischen und französischen Zeitschriften. Zwischen den Gästen, die bereits ihre Bekanntschaft gemacht hatten, war auch Dr. Benediktson, Hallers Freund. Er trat mit der neuesten Nummer der „Illustration" auf sie zu und wechselte einige gleichgültige Worte mit ihr.

Ob sie von dem Todesfall gehört habe?

„Nein," antwortete sie ganz gleichgültig.

Oberst Bratsberg, der alte Herr mit dem weißen Backenbart, sei heute nacht an einem Schlaganfall gestorben.

„Ach, der alte Herr," antwortete sie noch immer ganz unberührt, „er war ja auch schon sehr betagt." Doktor Benediktson fiel es auf, wie sie, im Gegensatz zu den anderen Gästen, diese Nachricht mit völliger Ruhe aufnahm. Das Ereignis ging sie nichts an; es war ein Todesfall zwischen Fremden. Und indem sie dankbar lächelte, weil der Doktor ihr die Zeitschrift gebracht hatte, setzte sie sich zurecht, um sie ungestört zu lesen. Ihr Wunsch, allein zu sein, war nicht mißzuverstehen, und Dr. Benediktson zog sich zurück.

Dr. Benediktson und die schwarzgekleidete Dame hatten diese Bemerkungen in einer Musikpause gewechselt. Jetzt begann jemand auf der verlassenen Musiktribüne am Flügel zu phantasieren. Die Schwarzgekleidete warf einen Blick dorthin, einen langen, zögernden Blick, und vertiefte sich dann wieder in ihre Zeitschrift. Es war der Naturforscher Arran, der am Flügel Platz genommen hatte. Er war eben von seinem Waldausflug zurückgekehrt. noch trug er den Sportanzug, die Botanisiertrommel hing ihm über die Schulter. Die englische Sportsmütze hatte er neben sich auf den Teppich gelegt. Er saß vornübergebeugt, als ob er Noten lese, in Wirklichkeit aber improvisierte er. Es war zu dunkel, um die Noten zu lesen, und die Musiker hatten vor ihrem Fortgang die grünen Lampen gelöscht. Einzelne Gäste kamen von der Terrasse herein, um ihm zuzuhören, besonders Damen setzten sich in das Halbdunkel längs der Wände und lauschten. Arrans Spiel hatte etwas berauschend Stimmungsvolles, es war wie ein Rauschen von Tönen, fremdartig und hinreißend.

Ingenieur Haller war auch hereingekommen. Er und Benediktson gingen langsam und lautlos Seite an Seite über den dicken Teppich.

„Komischer Kauz," sagte der Doktor, „er kommt aus dem Walde, wo er den ganzen Tag gewesen ist, und setzt sich gleich an den Flügel. Nicht einmal sein Jagdgerät legt er ab. Ich bin überzeugt, daß niemand sein Kommen gehört hat. Plötzlich sitzt er da. Was spielt er für ein merkwürdiges Stück?"

Der Ingenieur schüttelte den Kopf.

„Ich kenne es nicht," antwortete er, „wir wollen mal vorbeigehen."

Sie strichen langsam am Flügel vorbei. „Frühling" von Grieg stand auf dem Notenblatt, aber er spielte etwas ganz anderes. Er saß träumend, den Kopf auf die Seite gelegt, mit halb geschlossenen Augen und ließ die Hände über die Tasten gleiten. Plötzlich war es, als ob dem Doktor etwas auffiele. Er beugte sich über den Flügel und zündete die elektrische Lampe mit dem grünen Schirm an. Blendend weißes Licht flammte über die Tasten und die Hände des Spielers.

Arran schloß gleich mit einer schneidenden Dissonanz. Er hatte die beiden Zuhörer gar nicht bemerkt. Jetzt erhob er sich plötzlich, griff nach seiner Mütze und sagte: „Nein, danke." Indem er den anderen erbittert zulächelte und seine Zähne zeigte, die ebenso weiß waren wie die Tasten des Flügels, wiederholte er: „Nein, danke!" Darauf ging er hinaus.

„Ich habe eine Entdeckung gemacht", flüsterte der Doktor aufgeregt, „haben Sie auf seine Hände geachtet?"

„Nein."

„Sahen Sie nicht die rostbraunen Flecke an seinen Fingerspitzen?"

„Er ist wahrscheinlich Zigarettenraucher."

„Es waren keine Nikotinflecke", antwortete der Doktor, „es war eine eigene Art rötlicher Flecke, die an altes Blut erinnern. Und die schwarzgekleidete Dame dort hat dieselben Flecke an den Fingern."

(Fortsetzung folgt.)

Die Ujavanda.

Humoreske von Rudolf Presber.

Vor vier Jahren war ich in einem kleinen Seebad. Brave Leute, denen es jahrelang nicht zum besten gegangen war, erholten sich davon in ramponierten Strandkörben. Ausländer, die zuhause keine Rolle spielten, versuchten die Valutabarone zu markieren. Verbitterte Großstädter.

deren Titel verblaßt, deren Stellung erschüttert, deren Geld nichts mehr wert war, besprachen ihre Misère. Neugekleidete Schieber zeigten ihre laute Art, die Konversation und die Gabel zu führen.

Eines Tages tauchte eine schöne, fremdartige Frau auf. Sie ging stets in indischen Seidenschals mit langen Fransen. Am Tag in einem kanariengelben, abends auf der Strandpromenade in einem karminroten.

Zu dem gelben Tuch legte sie einen seltsamen Aquamarinschmuck an, zu dem roten eine dreireihige Perlenschnur. Die Schals lagen eng an einem geschmeidigen Körper, der nichts vermissen ließ, was die Natur für eine Frau Ende der Zwanzig vorschreibt. Ihre Haut war gelblich, ihr Haar bläulichschwarz und ihre mandelförmigen Augen dunkel und von jener rätselhaften Melancholie, die oft die Feuerreste einer großen Leidenschaft verbirgt.

Sie wohnte in einem kleinen, aber teuren Hotel, dessen strebsamer Wirt, ein Herr Grundschöttel, gerade in diesen Tagen schweren Ärger gehabt hatte.

Ein Gast hatte eine Hummermajonnaise gewünscht. Der Küchenchef streikte, weil er zwei freie Nachmittage in der Woche verlangte . . . Herr Grundschöttel besann sich auf eine alte Büchse mit Majonnaise, öffnete sie und erhielt das daraus begossene Gericht prompt zurück: Es schmeckte verdorben! Der Hausknecht, ein vertriebener, adeliger Balte, der ehemals viel und leidenschaftlich Majonnaise verzehrt hatte und plötzlich von einem Heißhunger befallen wurde, alte Erinnerungen aufzufrischen, aß davon. Er starb noch in derselben Nacht, obschon der Badearzt an diesem Tage gerade abwesend war.

Für dieses Mißgeschick, das den bewährten Ruf des „Hotel Riviera" erschüttert hatte, entschädigte nun die fremde Frau, von der die ganze Strandpromenade sprach, Herrn Grundschöttel ein wenig. Ihr Name klinge sehr ausländisch, sagte Herr Grundschöttel, er könne ihn selber nicht lesen. Sie sprach schlecht Deutsch, sang leise Lieder in einer fremden Sprache, wenn sie sich auskleidete, aß alle Speisen schrecklich gepfeffert und las alte englische Romane.

Die ewigen Gespräche, Diskussionen, Rätselspiele, die alle die schöne, fremde Frau zum Mittelpunkt hatten, langweilten mich ein wenig am Strande. Und eines Tages, als eine Justizrätin aus Breslau mich direkt apostrophierte: „Sie sind doch früher so viel gereist, Doktor, S i e sollten doch wissen, wo sowas herkommt . . ." entgegnete ich mit jener ruhigen Sicherheit, die mich zuweilen auszeichnet, wenn ich außerordentliches frech erfinde: „Aber ich sagte es schon gestern abend. Waren Sie nicht dabei? Nein? Nun also, es ist eine U j a v a n d a vom oberen Ganges."

„W a s ist sie?" — „Von w o ist sie?" — „W i e heißt sie?" —

Die Fragen schwirrten aus den fünf zunächstliegenden Strandkörben.

Und ich, der ich selbst dieses im Finderglück des Augenblicks gebildete Wort „Ujavanda" sehr schön und sehr indisch fand, erklärte nun, daß die Lieblingsfrau eines indischen Rajas am oberen Ganges — und n u r h i e r — nach dessen Tod eine Ujavanda genannt würde.

Solcher Ujavanda liege dann die Verpflichtung ob, ohne jemals wieder selbst die Liebe oder gar die Herrschaft eines Mannes zu dulden, auf Reisen zu gehen, soweit es der Nachlaß des toten Raja, der meist sehr erfreuliche Edelsteine und gemünztes Gold aufweise, irgend erlaubte — und nach Möglichkeit andersgläubige Männer, also Heiden im indischen Sinne, durch ihre Reize zu fesseln, zu verderben, ja, nach Möglichkeit in den Tod zu jagen.

Diese Erzählung, über deren Keckheit ich mich selbst wunderte, schlug fabelhaft ein. Die meisten zeigten sich ehrlich erstaunt über solch schreckliche Mission einer Ujavanda, von der sie ehrlich bekannten, bisher noch nie gehört zu haben. Andere wiederum stimmten meiner Erzählung zu, mit der Versicherung, daß sie ähnliches bereits früher gehört und bloß wieder vergessen hätten. Und der Friseur, der vor vielen Jahren auf dem Dampfer einer Hamburger Linie als Bord-Coiffeur einige Reisen nach Ostasien mitgemacht und von Borneo ein paar Proben Malayisch, aus Yokohama ein paar obszöne Postkarten und aus Hongkong Blatternarben mitgebracht hatte, erzählte am anderen Morgen beim Rasieren, daß er persönlich in Kalkutta solch satanisch schöne Ujavanda g e k a n n t habe, die — in unschätzbaren Witwenschleiern — gerade ausgezogen sei, um europäische Prinzen zu angeln und zu ruinieren.

Ich wurde damals durch ein Telegramm plötzlich nachhause gerufen. Erfuhr nur noch, daß die Ujavanda bereits mit dem Zuge vor mir mit vielen Koffern abgereist sei. Angeblich nach Paris. Sie habe zwar nicht alle ihre Schulden bezahlt, aber verschiedentlich Angestellte des Hotels mit Geschenken bedacht, deren reeller Wert gering, die aber durch ihre Herkunft die Beschenkten erfreut hätten.

In diesem Sommer habe ich nun wieder das kleine Seebad aufgesucht. Da mein altes Hotel mittlerweile ein „Kinderheim" geworden ist, in das ich doch nicht recht paßte, zog ich ins „Hotel Riviera". Ich bekam ein hübsches Balkonzimmer im zweiten Stock und, als ich meinen Namen auf den gelben Zettel geschrieben hatte, alsbald den Besuch des Hotelwirtes Josef Grundschöttel.

Er fragte, ob ich verwandt oder gar identisch sei mit dem Schriftsteller, der... Und nun folgten einige gezuckerte Freundlichkeiten, die für den Herrn Geheimrat von Goethe, Exzellenz, seinerzeit in Karlsbad ausgereicht hätten. Einen gewissen herben Beigeschmack erhielten diese ungehemmt sprudelnden Lobsprüche dadurch, daß Herr Grundschöttel als einzige Lesefrucht seines Winterschlafes mir ein Buch von Richard Voß zuschrieb, in dessen Titel „Drei Menschen" der e i n e Mensch auch nicht von Voß war.

Herr Grundschöttel äußerte ferner, ich werde mich in diesem Hause gewiß außerordentlich wohl fühlen; ja, vielleicht sogar einmal dieses Aufenthaltes in einem späteren Buche erfreuliche Erwähnung tun. Denn immerhin — er wolle ja nicht sagen: es sei ein künstlerisches oder gar literarisches Haus — jedoch, es habe hier, was mich sicher interessieren werde, im Vorjahr ein Journalist aus Gelsenkirchen gewohnt, der beabsichtige, eventuell auch Theaterstücke zu schreiben — und, immerhin — es sei doch hier vor wenigen Jahren der tragische Roman passiert — oder solle er sagen: es habe sich hier jene romantische Tragik begeben, die einen Schriftsteller von meinem Rang . . . Und nun wäre wieder der alte Herr aus Weimar schamrot geworden, wenn er gehört hätte . . .

Es gelang mir, Herrn Grundschöttel noch rechtzeitig in die Fülle der Superlative zu fallen; und ich gestattete mir die Frage, was sich denn hier eigentlich begeben habe.

„Oh, mein Herr, Sie wissen das nicht? Ich dachte, gerade d a s hätte den Herrn hierher und in mein Haus . . . Man sucht doch schließlich Stoffe in Ihrem Beruf . . . Aber das trifft sich gut. Der Herr kann gerade einer erhebenden Feier beiwohnen. Auf unserem kleinen Friedhof . . ."

„Auf dem Friedhof? — Ist jemand gestorben?"

„Nein, der Herr braucht nichts zu befürchten. Es war schon vor vier Jahren — ja. Da ist allerdings . . . ein Freund von mir — ich nahm ihn damals gastlich auf, eine alte Jugendfreundschaft, ein baltischer Flüchtling — wir schätzten uns sehr, wir beiden — und gerade morgen jährt sich's zum vierten Male, daß er — —"

Aus dem Dunkel der Erinnerungen tauchte plötzlich der baltische Hausknecht und die verhängnisvolle Majonnaise auf. Aber Herr Grundschöttel ließ mich nicht zu Worte kommen. Es wäre auch schade gewesen. Ich hätte sonst nicht erfahren, daß . . .

„Hier wohnte nämlich damals eine der schönsten Frauen der Welt. Oh, hätte ich gewußt, w e r sie war, w a s sie bezweckte! Aber so . . . Ich wußte natürlich damals nicht, was eine Ujavanda ist . . . Aber daß sie, diese stattliche Frau mit den Märchenaugen — sie ging nur in reich mit Edelsteinen benähten indischen Schals von unermeßlichem Wert — hätte ich gewußt, daß sie eine Ujavanda sei, — oh, keinen Augenblick hätte sie unter meinem Dache bleiben dürfen!... Sie wissen, die Ujavandas haben das schreckliche Gelübde getan — man sagt, einen Schwur im Tempel, die Finger auf den Nabel des Buddha gelegt — als Opfer für den verstorbenen Fürsten, den hochseligen Gatten, sieben Europäer edelsten Blutes durch Liebe zur Raserei und zum Selbstmord zu treiben . . ."

„So? Und warum gerade sieben?"

„Das scheint die heilige Zahl im Orient. Die sieben Erbsünden, nicht wahr, der siebenarmige Leuchter, die sieben Weisen — und so . . ."

„Aha. Und hat nun die Dame — wie nannten Sie sie?"

„Die Ujavanda — ja. Hier hat sie den ersten — meinen hochadligen, armen Freund, den Baron von Illings, umgarnt . . . Unten im Zimmer Nummer dreizehn — die Nummer scheint ein Zufall — es ist jetzt die Kofferkammer, aber Sie können sie besichtigen. Da hat sich der Unglückliche drei Kugeln in die Schläfe . . . Am selben Tage war sie verschwunden — spurlos, wie durch eine Wand, ja. Niemand hat sie gesehen, wie sie . . . Auch ihr Gepäck nicht. Sie hatte äußerst merkwürdiges Gepäck. Nur einige Edelsteine ließ sie zurück. Nicht sehr wertvoll, aber immerhin... Gerade morgen jährt sich der schreckliche Tag zum vierten Male. Ich veranstalte seit zwei Jahren immer eine kleine „Erinnerungsfeier" — vom Hotel aus. Mit Lampions ziehen wir abends zum Grab meines Freundes. Ich spreche dort einige Worte. Wir löschen die Lampions und gehen dann still ins Hotel zurück. Dort wird dann meistens im Weinzimmer der Abend bei einer kalten Ente oder bei besseren Rheinweinen beschlossen — ganz den Erinnerungen gewidmet . . ."

„Hm — also, so eine Art „Werther" war Ihr Freund?"

„Werther? Das ist das richtige Wort! Ein Ober-

lehrer aus Chemnitz machte mich schon einmal darauf aufmerksam. Ich habe das Buch dann selbst gelesen. Eine merkwürdige Ähnlichkeit. Schriftlich hat mein Freund freilich nichts hinterlassen; während der Werther immerhin . . . Aber ich dachte schon oft, wenn so einmal der richtige Mann käme — ich selbst habe leider kein ausgesprochen schriftstellerisches Talent, auch zu wenig Zeit, nicht wahr — — Aber ein solcher Stoff — gewissermaßen ein indischer Werther . . . Vielleicht auch für den Film. Ich würde gern die Originalräume zur Verfügung stellen; sowohl Nummer neun, wo die Ujavanda wohnte und ihre Pläne geschmiedet hat, als auch Nummer dreizehn . . .“

„Die Kofferkammer?“

„Ja. Ich sagte schon, die war früher — damals — das Zimmer meines unseligen Freundes, des Barons, der . . . Ein solcher Roman oder ein solcher Film — vielleicht beides! — konnte ganz abgesehen von der Ehre, meinem Hotel — — schließlich, man ist ja auch Geschäftsmann, nicht wahr? Es würde dem Haus von einem gewissen Nutzen sein, der Frequenz, meine ich. Das Publikum w i l l nun einmal das Romantische. Sie verstehen — —“

Ich verstand. Auch als ich am nächsten Abend — ohne Lampion, das hatte ich dankend abgelehnt — auf dem kleinen Friedhof im Mondschein unter einer Ulme stand und der merkwürdigen Feier beiwohnte, bei der Herr Grundschöttel einige Worte murmelte, verstand ich nicht Herrn Grundschöttel, aber die Situation.

Meine kecke Erfindung in einer gelangweilten Morgenstunde am Strand und eine schlechte Hummermajonnaise und ein amerikanisch geschulter Wirt hatten sich zusammengefunden. Oder am Ende — ich werde noch selber irre, wenn ich in meiner Erinnerung die Lampions schwanken sehe — sollte — d o c h etwas Wahres an der Ujavanda sein? Vielleicht gibt's wirklich in Indien . . .?

Vérité en deça des Pyrénnées — erreur au delà — heißt einer von Pasales hübschesten Gedanken.

Ein Streit zwischen Ludwig II. und Wagner.

Die erste Rheingold-Aufführung.

Wegen der ersten Aufführung des Rheingolds, die gegen den Willen des Meisters am 22. September 1869 im Hof- und Nationaltheater zu München in Szene ging, war zwischen König Ludwig II. und Richard Wagner ein heftiger Streit entbrannt. Prof. Altmann, Direktor der Musikabteilung der Berl. Staatsbibliothek, veröffentlicht jetzt, wie wir der Prager „Bohemia“ entnehmen, die Dokumente über diesen Streit in der allgemeinen Musikzeitung. Es sind bisher zum Teil unbekannt gebliebene Briefe und Telegramme vom König, von Wagner, der damals in Triebschen war, und von Franz Betz, dem Berliner Meistersänger, der den Wodan kreieren sollte, sämtliche an Lorenz v. Düfflipp, den vertrauten Kabinettssekretär des Königs, gerichtet.

Als der König die Uraufführung des Rheingolds wünschte, lehnte Wagner trotz einem neuen Darlehen von 10 000 Gulden ab. So mußte der König befehlen; Bülow dirigierte noch den Tristan, war aber zu sehr mitgenommen, um sich der Einstudierung des Rheingoldes zu widmen, und übergab diese Hans Richter. Wohl oder übel gab nun Wagner die Einstudierung durch seinen Schüler zu. In der Regiesitzung nach der Hauptprobe erklärte Richter, auf keinen Fall zu dirigieren.

Der König, bei dem ständig gegen Wagner gehetzt wurde, war in heller Wut: „Wahrhaft verbrecherisch und schamlos ist das Gebaren von Wagner und dem Theatergesindel; es ist dies eine offenbare Revolte gegen meine Befehle, und dies kann ich nicht dulden. Richter darf keinesfalls mehr dirigieren und ist augenblicklich zu entlassen; es bleibt dabei. Die Theaterleute haben meinen Befehlen zu gehorchen und nicht den Launen Wagners ...„ denn wenn diese abscheulichen Intrigen Wagners durchgingen, so würde das ganze Pack immer dreister und unverschämter und zuletzt gar nicht mehr zu zügeln sein.“ Als dann Wagner aber seine Wünsche äußerte, fand der König sie doch im ganzen billig und möglichst zu berücksichtigen; Düfflipp solle nur alles aufbieten, um Wagners Kommen nach München und nach Schloß Berg herbeizuführen. Im nächsten Augenblick jedoch, offenbar infolge von Theaterklatsch, den man ihm zutrug, brauste Ludwig aufs neue auf. Richter, der nach Erfüllung von Wagners Bedingungen sich zum Dirigieren bereit erklärt hatte, sei sofort zu entlassen: „Den nichtswürdigen und ganz unverzeihlichen Intrigen von Wagner und Konsorten muß schleunigst ein Ende gemacht werden; wagt Wagner sich neuerdings zu widersetzen, so ist ihm der Gehalt für immer zu entziehen und nie mehr ein Werk von ihm auf der Münchener Bühne aufzuführen.“

Inzwischen war Wagner in München angekommen, hatte sich mit Düfflipp besprochen und alles schien ausgeglichen. Bei einer Probe aber kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen Perfall und Betz. Letzterer verließ kurzerhand München. Noch ehe Wagner das wußte — er war wieder nach Triebschen zurückgereist — schrieb er an Düfflipp die Bitte, die Aufführung durch den König absagen zu lassen; denn ihre Mängel bei so vielen fremden Anwesenden würden alle Hoffnungen für die Zukunft des großen Gesamtwerkes herabdrücken. Dem König aber stellte er nach Beruhigung der Situation einen wahren Freundesbericht über alles in Aussicht, wie er es seinem erhabenen Gönner schuldig sei. „Ich bitte daher für jetzt um nichts anderes, als um Beschützung meiner Ruhe, und Sie selbst ersuche ich als Freund nach Kräften hierzu beizutragen. Was aus dem Schiffbruch, in welchen wir geraten sind, zu retten sein wird, kann sich erst herausstellen, wenn alle Leiden der Schiffbrüchigen überstanden und neue Kräfte gefunden sind . . . Stille! Ruhe! Schweigen! — dies sind jetzt unsere Heilmittel.“ Aber alles half nichts. Der König antwortete: „W. machte Mir die Partitur des „Rheingoldes“ zum Geschenk, und gibt Mir sein ganzes „Nibelungenwerk“ als Eigentum: das Recht der Aufführung steht also Mir unbedingt zu; außerdem noch muß er Mir auch durch das Gefühl der Dankbarkeit, das er Mir durchaus schuldig ist, verpflichtet sein.“

Die Aufführung fand denn auch gegen den Willen Wagners statt. An Stelle Richters dirigierte Franz Wüllner.

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Ein pommerscher Bürgermeister als salomonischer Richter.** Von einem amüsanten Vorfall berichten die Zeitungen aus Pommern: Zwei Radfahrer, die im flotten Tempo durch ein Dörfchen fuhren, überradeln eine Gans. Die Bäuerin machte einen Mordsskandal und verlangte als Entschädigung die sofortige Bezahlung von 9 Mark. Die Radler boten 7 Mark und erklärten, sie hätten nicht mehr Geld bei sich. Nachdem die Bäuerin auf die Bezahlung der 9 Mark bestand, meinten die Radfahrer, sie würden auf die Gans verzichten, die Frau möge sich die Gans braten und die 7 Mark behalten. „Wir essen keinen Gänsebraten“, erklärte die wütende Bäuerin, „ich verlange 9 Mark.“. Der Ortsvorsteher wurde geholt. Er sah sich die Gans an, wog sie in den Händen und ließ sich dann von den Radfahrern die 7 Mark geben. Hierauf zog er die Brieftasche, legte die 2 Mark dazu, übergab die 9 Mark der Bäuerin und zog mit der Gans vergnügt nach Hause. So waren alle Parteien zufriedengestellt, die Bäuerin, die Radfahrer und vor allem der weise Bürgermeister.

*

* **Der älteste Wein der Welt.** Der älteste Wein der Welt wird, wie Hans Runge in der „Antiquitäten-Rundschau“ berichtet, im Weinmuseum zu Speyer aufbewahrt. Er befindet sich in einer römischen Flasche, die aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert stammt und in der Umgebung von Speyer gefunden wurde. Diese uralten, dickflüssigen, heute natürlich nicht mehr genießbaren Tropfen sind mithin 1700 Jahre alt. Die römische Flasche, die diesen Wein birgt, ist fast zylindrischer Form, die sich nach dem Boden zu etwas verjüngt. An dem Halse sitzen unten Verzierungen, die beide Flaschenteile harmonisch verbinden. Die Flasche ähnelt stark unseren heute im Handel gebräuchlichen Literflaschen.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Vielseitig.** Herr Müller trifft seinen Freund: „Du, wir haben jetzt auch Radio, feine Sache das! Meine Frau hat sogar nachts im Schlaf den Hörer auf.“ „Unmöglich, da kann se doch nicht hören!“ „Will se auch gar nicht, aber weißt du, se hat schrecklich abstehende Ohren!“

*

* **Patentlösung.** „Jetzt bin ich aus allen Eheschwierigkeiten heraus, mein Lieber.“ — „Wie hast du das angefangen?“ — „Ich hab' mir ein Motorrad mit Sozius gekauft.“ — „Und nun?“ — „Hab' ich erstens meine Frau immer bei mir, und zweitens merk' ich's gar nicht.“

Verantwortlich für die Schriftleitung K a r l B e n d i s c h in Bromberg. Druck und Verlag von A. D i t t m a n n G. m. b. H. in Bromberg.